

Nina Degele

Gender / Queer Studies



W. Fink

UTB

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag • Wien • Köln • Weimar

Verlag Barbara Budrich • Opladen • Toronto

facultas • Wien

Wilhelm Fink • Paderborn

A. Francke Verlag • Tübingen

Haupt Verlag • Bern

Verlag Julius Klinkhardt • Bad Heilbrunn

Mohr Siebeck • Tübingen

Nomos Verlagsgesellschaft • Baden-Baden

Ernst Reinhardt Verlag • München • Basel

Ferdinand Schöningh • Paderborn

Eugen Ulmer Verlag • Stuttgart

UVK Verlagsgesellschaft • Konstanz, mit UVK/Lucius • München

Vandenhoeck & Ruprecht • Göttingen • Bristol

Waxmann • Münster • New York

Basiswissen Soziologie

herausgegeben von Nina Degele,
Christian Dries und Dominique Schirmer

Nina Degele

Gender/ Queer Studies

Eine Einführung

Wilhelm Fink

Das Coverbild und die Fotos im Innenteil wurden von der Münchner Foto-Designerin Lisa Renninger erstellt.

Online-Angebote oder elektronische Ausgaben sind erhältlich unter **www.utb-shop.de**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 Wilhelm Fink, Paderborn
(Wilhelm Fink GmbH & Co Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)
Internet: www.fink.de

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn
Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

UTB-Band-Nr: 2986
ISBN 978-3-8252-2986-3

Vorwort der HerausgeberInnen der Reihe

Die Gesellschaft ist im Wandel. Und mit ihr die Universität. Lehrbedingungen und Lerngewohnheiten ändern sich. Lehrbücher neuen Typs sind gefragt: konzentriert auf wesentliche Informationen, anwendungsorientiert, didaktisch modern aufbereitet, lesefreundlich und kompakt.

Unsere Einführungsreihe „Basiswissen Soziologie“ wird diesen Anforderungen gerecht. Studierende erhalten einen schnellen und umfassenden Überblick über ihr Fachgebiet und eine sichere Grundlage für weiterführende, vertiefende Studien. Grafische Elemente erleichtern die Leserführung und strukturieren den Stoff auch optisch. Zahlreiche Fallbeispiele verknüpfen anschaulich Theorie mit Praxis.

Darüber hinaus zeichnet sich unsere Reihe durch zwei besondere Merkmale aus: *Erstens* will sie keine fertigen Antworten liefern und statisches Wissen bloß kanonisieren, sondern Fragen stellen und vermeintliche Gewissheiten irritieren. So wie die Soziologie selbst, die vor über hundert Jahren als Reaktion auf gesellschaftliche Umbrüche, Krisen und Verunsicherungen entstand – nicht nur, indem sie gesellschaftliche Transformationsprozesse einfach beschrieb, sondern auch, indem sie vermeintlich Selbstverständliches entlarvte und als sozial konstruiert auswies. In diesem Sinn bietet „Basiswissen Soziologie“ einen Überblick über die gängigsten, aber auch einige weniger bekannte Methoden und Theorien.

Zweitens verstehen wir diese Methoden und Theorien allesamt als Werkzeuge, mit denen sich die Wirklichkeit buchstäblich bearbeiten und auseinandernehmen lässt. „Basiswissen Soziologie“ ist deshalb sowohl eine Lehrbuchreihe als auch ein Werkzeugkasten. Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern gute Lektüre und frohes Schaffen.

Nina Degele

Christian Dries

Dominique Schirmer

Freiburg, im September 2007

Inhaltsverzeichnis

1. Gender/Queer Studies: Wozu das Buch?	9
2. Zur Geschichte der Gender/Queer Studies.	23
2.1 Soziologie als Verunsicherungswissenschaft der Moderne.	24
2.2 Von bewegten Frauen zu den Gender Studies	28
2.3 Von Gay liberation zu queer	41
3. Theorie: Gender/Queer Studies als Verunsicherungswissenschaften.	57
3.1 Strukturorientierte Gesellschaftskritik: Geschlecht entdecken, sex und gender unterscheiden	58
3.1.1 Geschlecht als Strukturkategorie.	60
3.1.2 Die sex/gender-Unterscheidung als feministische Entdeckung.	66
3.1.3 Modernisierung und Dethematisierung von Geschlecht	70
3.2 Interaktionistische Rekonstruktionen: doing gender, sexuality und difference	77
3.2.1 Doing gender bei der Arbeit und am Körper	78
3.2.2 Doing sexuality, constructing heteronormativity	84
3.2.3 Doing difference.	93
3.3 Diskurstheoretische Dekonstruktionen: sex und gender entdifferenzieren	100
3.3.1 Poststrukturalismus, Dekonstruktion und Diskurs . .	101
3.3.2 Dekonstruktion von sex und gender	104
3.3.3 Dekonstruktivismus und Feminismus: ein Widerspruch?	109
4. Methodologie: historisch, systematisch, perspektivisch	119
4.1 Historisch: von Standpunkttheorien zum linguistic turn	120
4.2 Systematisch: Reifizierung.	133
4.3 Perspektivisch: Intersektionalität	141

5. Anwendungen	149
5.1 Frauenförderung, Gender Mainstreaming und Diversity Management. Gleichstellungspolitische Praxen im Lichte der Geschlechterforschung (Christian Schenk)	149
5.2 Wählen, Wechseln, Werden – Zur rechtlichen Rahmung geschlechtlicher Identität (Andrea Bronstering)	166
5.3 Queer und Hartz IV? Arbeit, Ökonomie, Sexualität und Geschlecht im Neoliberalismus (Volker Woltersdorff)	181
5.4 Sexarbeit zwischen patriarchaler Ausbeutung und emanzipatorischer Subversion (Susanne Koppe)	193
5.5 Pornografie zwischen PorNo und PorYes (Claudia Münzing)	207
5.6 Transgender im Film: Boys Don't Cry (Eveline Kilian)	220
5.7 Was macht die Frau zur Frau und den Mann zum Mann? Geschlechterkonstruktionen über die Evolution (Sigrid Schmitz)	235
6. Literaturverzeichnis	249
7. Informationen zu den Autorinnen und Autoren	281
8. Register	283



Gender/Queer Studies: Wozu dieses Buch?

1.

Geschlecht ist zu einer zentralen Kategorie der Sozialwissenschaften geworden, die kaum noch ein Überblick zu soziologischem Denken oder ein Forschungsprojekt guten Gewissens ignorieren darf. Dabei haben sich verschiedene Strömungen entwickelt, die das Phänomen Geschlecht in der Gesellschaft aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten, analysieren und erklären. In diesem Kapitel geht es um einen ersten Überblick über die drei Perspektiven sowie das damit verbundene Ziel: diese für ein *gender*- und queertheoretisches Verständnis von Soziologie beziehungsweise einen soziologischen Zugang zu Gender/Queer Studies nutzbar zu machen. Dies wird in fünf Kapiteln geschehen. Nach einer Konkretisierung der Zielsetzung

Überblick

(1) umreißt das Buch die disziplinären Hintergründe der Gender/Queer Studies und stellt sie in einen soziologischen Kontext (2). Darauf folgt die Vorstellung der drei zentralen theoretischen Strömungen der Gender/Queer Studies (3) und die methodologische Einrahmung (4). Das fünfte Kapitel bietet sieben verschiedene Anwendungen der Theorien auf empirische Gegenstandsfelder, um die Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Ansätze auszuloten.

Gender und Queer
Studies: getrennt
oder vereint?

Eine Einführung in Gender/Queer Studies? Geht das überhaupt zusammen? Reicht es nicht, sich mit einer der beiden Fachrichtungen herumzuschlagen? Bislang ist das jedenfalls die übliche Vorgehensweise, zumindest in Lehrbüchern. Dafür mag es historische Gründe geben. So haben sich die Gender Studies aus der Frauenforschung der 1970er Jahre heraus entwickelt, die Queer Studies sind jünger. Sie entstanden in den 1990ern vor allem aus philosophischen und literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen des französischen Poststrukturalismus. Die Gender- und Queer Studies teilen zwar die Analyse und Kritik von Ungleichheit, Macht und Herrschaft rund um Geschlecht und Sexualität. In den frühen 1990er Jahre schien sich dabei allerdings eine Arbeitsteilung einzuspielen, nämlich die Zuständigkeit der Gender Studies für Geschlecht und der Queer Studies für Sexualität¹. Mit diesen Zuordnungen konnte niemand zufrieden sein. So kämpft die Geschlechterforschung damit, sich ihrer Kategorien zu versichern, weil ihr in den letzten Jahren ihr Hauptbegriff Geschlecht verloren gegangen zu sein scheint („was sind Frauen?“). Ebenfalls scheint ihr eine wie auch immer vorgestellte politische Basis abhanden gekommen zu sein: ‚Wozu noch Feminismus?‘ fragen viele junge Frauen, für die Gleichberechtigung und Emanzipation zur längst nicht mehr begründungspflichtigen Selbstverständlichkeit geworden ist². Die Queer Studies dagegen fühlen sich immer

¹ Vgl. Abelow/Barale/Halperin (1993: xv), zur Kritik vgl. Butler (1997a); Hark (1993); Schlichter (2003). In die Kritik geriet diese Unterscheidung nicht zuletzt, weil sie Pappkameradinnen aufbaute: „The feminism against which queer theory defines itself is a feminism reduced almost to caricature: a feminism tied to a concern for gender, bound to a regressive and monotonous binary opposition.“ (Weed 1997: xi).

² Eine Antwort darauf könnten sie in dem Band „Das F-Wort“ finden, das die „sexy-Seite“ des Feminismus stark macht (Stöcker 2007).

weniger (wie die gay und lesbian studies als ihre Vorläuferinnen) lediglich für Abweichungen rund um Heterosexualität zuständig. Vielmehr ist die Analyse und das Hinterfragen von Normalitäten sowie von wirklichkeitserzeugenden Kategorien zum Dreh- und Angelpunkt ihres Tuns geworden.

Das ungeklärte Verhältnis zwischen Gender und Queer Studies schlägt sich auch in den zur Verfügung stehenden Lehrbüchern nieder. Für die Gender Studies gibt es Regale von Literatur, für die Queer Studies wird es zunehmend mehr, für eine Verbindung der beiden Perspektiven dagegen ist kaum etwas zu finden (Ausnahme: Wilchins 2004). Dabei kommt es doch gerade darauf an, die Queer Studies geschlechtertheoretisch abzufedern und die Gender Studies auf queerende Weise zu betreiben. Damit ist gemeint, sie auf ihre unhinterfragten und nicht reflektierten Naturalisierungen³ und Ausschlussmechanismen hin zu überprüfen. Entsprechend geht es in dieser Einführung weniger um das, was Gender- und Queer Studies trennt. Sie als abgrenzbare Disziplinen gegenüber zu stellen entspricht weder deren jeweiligem Anspruch, noch dem Stand der Forschung. Zwar haben sie sich aus unterschiedlichen historischen Zusammenhängen mit verschiedenen Themen und Interessen entwickelt. Dennoch gibt es so deutliche inhaltliche und personelle Überschneidungen wie auch gemeinsame Fragestellungen, dass es wenig Sinn macht, die historisch unterschiedlich gesetzten Themenschwerpunkte gegeneinander auszuspielen. Das soll hier auch nicht geschehen. Vielmehr schlägt sich das Programm dieser Einführung bereits im gewählten Buchtitel nieder: Es geht nicht um eine Einführung in Gender- oder Queer Studies, sondern um eine in Gender/Queer Studies.

Für eine Präzisierung von queer ist das delikat, weil die Verweigerung einer Definition bereits im Begriff selbst steckt: Als Adjektiv meint queer „seltsam, komisch, unwohl“, „gefälscht, fragwürdig“ und ist damit negativ konnotiert. To queer als Verb heißt jemanden „irreführen“, etwas „verderben“ oder „verpfuschen“. To queer hat damit zu tun, etwas oder jemanden aus dem Gleichgewicht, aus einer selbstverständlichen Ordnung zu bringen. Queer soll verstören, anstatt theoretische, methodische oder disziplinäre Sicherheiten zu schaffen. Das kann und soll sich auch auf das eigene Denken beziehen. Entsprechend war ein Definieren und

Verbindendes statt
Trennendes

Geschlecht
queeren

³ NATURALISIERUNG bedeutet, dass soziale Phänomene wie Geschlecht, Heterosexualität und Rasse als natürlich erscheinen (sollen). Zum Begriff Rasse vgl. 2.3.

ein Festklopfen von Begriffen nie die Sache der Queer Studies. Ihr Ziel besteht vielmehr darin, Normalitäten sowie daran geknüpfte Mechanismen und Prozesse gesellschaftlicher Normierungen und Ausschlussmechanismen sichtbar zu machen und zu kritisieren. Das ist prinzipiell in jeder Disziplin möglich und genau darin besteht auch die gegenwärtige Herausforderung für die Gender Studies. Denn ihnen geht es heute um Konzepte (Theorien und Methodologien), die Macht, Ungleichheit, Ausschluss und Diskriminierung über mehr als lediglich die Kategorie Geschlecht konstruieren. Dafür hat sich der Begriff Intersections beziehungsweise deutsch: Intersektionalität durchgesetzt (vgl. 4.3). Das führt zwangsläufig zur Frage nach dem Stellenwert dieses in der Geschlechterforschung lange Zeit so unhinterfragten Begriffs Geschlecht. Soll er unter dem Einfluss queerer Kritik nur noch in Geschichtsbüchern seinen Platz finden? Eine erste Antwort darauf ist einfach: Wenn damit gemeint ist, nicht mehr nach der Bedeutung von Geschlecht in gesellschaftlichen Zusammenhängen zu fragen, steht hier ein klares Nein. Anders liegt der Fall, wenn es darum geht, Geschlecht zu kontextualisieren, d.h. in den Zusammenhang mit anderen Faktoren zu stellen, die gesellschaftliche Differenzen, Ungleichheiten und Hierarchien schaffen und strukturieren. Dann könnte die mittel- bis langfristige Selbstaufhebung der Kategorie Geschlecht als zentraler Strukturgeber gesellschaftlicher Ungleichheit durchaus das Ziel sein. Davon ist jede Gesellschaft freilich noch weit entfernt.

Verbindung durch
Soziologie als
Verunsicherungswissenschaft

Eine Verbindung von Gender/Queer Studies liefert das Konzept der Verunsicherung. Dazu knüpfe ich an die Soziologie als Verunsicherungs- und als Modernisierungswissenschaft an. Hintergrund dafür ist die historische Herausbildung der Soziologie als Produkt der Moderne, von Modernisierungsprozessen⁴. Diese waren mit Enttraditionalisierungen, einem grundlegenden Wandel der Strukturen der Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Kultur und des Alltagslebens – kurz: Verunsicherungen verbunden. Das betraf auch die machtgetränkten Beziehungen der Geschlechter

⁴ MODERNISIERUNG meint einen *multidimensionalen, ambivalenten und paradoxen Entwicklungsprozess*, in dessen Verlauf sich ‚positive‘ wie ‚negative‘ Entwicklungslinien einer gemäß der Modernisierungsprozessen innewohnenden Steigerungslogik („mehr, schneller, besser“) *ko-evolutiv*, d.h. parallel zueinander, dabei aber nicht notwendig im gleichen Tempo, entfalten und auf vielfältige Weise miteinander kreuzen (vgl. Degele/Dries 2005). Beispiele dafür können sein: Auto-Mobilität, Computerisierung der Gesellschaft, Wahlrecht für Frauen, Verbot von Vergewaltigung in der Ehe, rechtliche Gleichstellung gleichgeschlechtlicher PartnerInnenschaften.

sowie die gesellschaftlich dominierenden Bilder von dem, was Männer und Frauen zu sein und zu tun hatten. Zum Thema machte das die Soziologie vor hundert Jahren allerdings noch kaum, sie beschäftigte sich mit Modernisierungsprozessen und -folgen weitgehend ohne die Berücksichtigung von Geschlecht. Auf den Zusammenhang von Modernisierung, Verunsicherung und Geschlecht hat sie sich erst spät und auch recht zögerlich eingelassen⁵. Das geschah erst im Zuge der Frauenbewegung seit den späten 1960er und der beginnenden Frauenforschung der 1970er Jahre. Vor allem die Frauenforschung – auch ein Modernisierungsprodukt – reagierte auf gesellschaftliche Verunsicherungen rund um geschlechtliche Hierarchien und Ungleichheitsstrukturen, Rollenbilder und Befreiungsansprüche. Gleichwohl hat die Soziologie einige Grundlagen dafür geschaffen, auch und gerade wissenschaftliches Wissen nicht als sicheres Wissens, sondern als Widerspiegelung gesellschaftlicher Verunsicherungsprozesse zu begreifen. Schließlich war die Soziologie vor hundert Jahren einmal mit dem Programm angetreten, beobachtbare Ungleichheiten zwischen Menschen(gruppen) konsequent als soziale und nicht als naturgegebene Unterschiede zu analysieren. Dahinter steckt eine Lieblingsfrage der Soziologie: Wie kommt es, dass Menschen miteinander auskommen? Wie ist Gesellschaft möglich? Antworten dafür gibt es viele: Es sind Normen und Werte, die unsere Gesellschaft zusammenhalten; es sind Machtstrukturen, die für Ordnung sorgen; es können aber auch Grenzbeziehungen sein, die ein soziales Miteinander möglich machen: Die einen sind drinnen, die anderen draußen. ‚Boundary work‘ heißt das in der Soziologie. Mit dieser Brille bewaffnet kann man etwa nach der Abgrenzung von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft, InsiderInnen und OutsiderInnen, modernen, vor- oder nachmodernen Gesellschaften fragen – und vielem mehr.

Wenn zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Ordnung zwischen Individuen, Gruppen, Handlungslogiken und Systemen Grenzen gezogen werden, liegt darüber hinaus eine Frage nah: In welchem Zusammenhang stehen Unterschied und Ungleichheit, also Differenz und Hierarchie? Genau diese soziologische Frage lässt sich auf Geschlecht beziehen: Welche gesellschaftliche Bedeutung hat die Unterscheidung von Frauen und Männern? Die Furcht vor einer Verwischung geschlechtlicher Grenzen hat die

Soziologie und Geschlechterforschung als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften

⁵ SOZIOLOGIE UND GESCHLECHT. Eine frühe Ausnahme war die Arbeit des amerikanischen Soziologen Harold Garfinkel (1967) zur Transsexualität und damit zur Konstruktion von Geschlecht.

amerikanische Anthropologin Gayle Rubin (1997) vor einem Vierteljahrhundert als ‚sameness-taboo‘ bezeichnet: Männer und Frauen können tun, was sie wollen, solange es nur unterscheidbar ist und damit in Hierarchien überführt werden kann. Beispiele für symbolische Markierungen von Grenzen sind Kleiderordnungen, räumliche Separierungen oder auch – und das war von Anfang an ein zentrales Thema der Geschlechterforschung – die Aufteilung von Arbeit in ‚männliche‘ und ‚weibliche‘ Tätigkeiten. Dies steckt nicht als Natur im Menschen und ist auch nicht als göttliches Schicksal vom Himmel gefallen. Soziologie und Gender Studies suchen dafür vielmehr soziale Ursachen. Genau in diesem Sinn entselbstverständlichen sie Selbstverständlichkeiten alltäglichen und wissenschaftlichen Wissens und sind Verunsicherungswissenschaften par excellence.

Vergleich dreier
Theorieperspekti-
ven

So kommt es auch in dieser Einführung nicht darauf an, eine Illusion sicheren Wissens zu produzieren. Statt dessen will ich zeigen, welche Fragen in dem hier vorgeführten theoretischen Zusammenhang überhaupt erst theoretisch gestellt (und dann auch empirisch untersucht) werden können. Um dies zu verdeutlichen, werde ich in diesem Buch drei grundlegende Strömungen in der feministischen Theoriebildung unterscheiden: strukturorientierte Gesellschaftskritik (Geschlecht als sozialstrukturelles Phänomen), interaktionistischer Konstruktivismus (Geschlecht als interaktiv hergestellt) und diskurstheoretischer Dekonstruktivismus (Geschlecht als Ordnungsprinzip auf der Ebene von Bedeutungen). Mit dieser Unterscheidung knüpfe ich an grundlegende Fragen an, wie sie Sozialwissenschaften stellen (sollten). Erstens: Welche (gesellschaftlichen) Strukturen rahmen die zu untersuchenden Phänomene und das damit verbundene Handeln ein? Zweitens: Welche Grenzen, Möglichkeiten und Identitäten verbinden interaktiv handelnde Individuen damit? Drittens: Wie schlagen sich untersuchte Phänomene und Prozesse auf der Ebene symbolischer Repräsentationen und Ordnungen nieder?⁶ Diese drei Fragen lege ich im Folgenden den drei skizzierten Theorieströmungen aus dem Kontext der Gender/Queer Studies zugrunde. Dabei handelt es sich um grobe Zuordnungen, was vor allem nicht heißt, dass sich diese nicht überlappen und überschneiden können. Wie sich vor allem bei der Anwendung dieser Perspektiven auf empirische Phänomene herausstellen wird (vgl.

⁶ Vgl. zu dieser Unterscheidung wissenschaftstheoretisch Harding (1990), soziologisch Jackson/Scott (2002: 1), Lengermann/Niebrugge (1996: 336 f.) und Nickel (2000).

	strukturorientierte Gesellschaftskritik	interaktionistischer Konstruktivismus	diskurstheoretischer Dekonstruktivismus
zentrale Begriffe	Frau, Geschlecht als Strukturkategorie, Patriarchat, Geschlechterverhältnisse	Interaktion, doing gender, Zweigeschlechtlichkeit, Vergeschlechtlichung	Heteronormativität, Macht, Performativität, Identitätskritik
Untersuchungsgegenstand	Sozialstruktur, empirische gesellschaftliche Phänomene auf der Makro- und Mesebene, Verhältnis von Theorie und Politik	empirische Interaktionen auf der Mikroebene, methodologische Bedingungen und Konsequenzen	(ebenenübergreifende) Theorien und Diskurse, metaphilosophische Kritik von Theorien
Gesellschaftstheorie	zentral, Anknüpfung z.B. an Marxismus und Ungleichheitstheorien	irrelevant, Bezug auf Interaktion	irrelevant, Kritik der ‚großen Erzählungen‘
Politik und Kritik	kritische politische Perspektive auf gesellschaftliche Verhältnisse/ Strukturen Gleichberechtigung von Frauen	schwache sozialkritische Konzepte Kritik von Kategorien	schwache strukturkritische Konzepte Kritik von Kategorien und Machtverhältnissen
Essenzialismus/ Universalismus, Identität	historisch: Neigung zu essenzialistischen Ideen, aber Weiterentwicklung von universalem und vereinheitlichenden Begriff von ‚Frau‘ zu multiplen Identitätskonzepten	anti-essenzialistische Perspektive empirische Rekonstruktion von Identitätskonzepten und -prozessen	anti-essenzialistische Perspektive theoretische Dekonstruktion von Identitätskonzepten
ProtagonistInnen	Regina Becker-Schmidt, Ursula Beer, Claudia Honegger, Sylvia Walby,	Regine Gildemeister, Carol Hagemann-White; Stefan Hirschauer, Suzanne Kessler, Wendy McKenna	Hannelore Bublitz, Judith Butler, Sabine Hark, Nikki Sullivan für Dekonstruktion und Diskurstheorie: Jacques Derrida, Michel Foucault
	perspektivenübergreifend: Gudrun-Axeli Knapp, Cornelia Klinger, Andrea Maihofer, Angelika Wetterer		

Abb. 1: Drei Theorieperspektiven im Vergleich

5), ist eine Zuordnung mitunter gar nicht trennscharf vorzunehmen und dient vielleicht nur einer ersten Orientierung. Das ist nicht weiter schlimm, im Gegenteil. Vielmehr soll auf diese Weise deutlich werden, dass sich gender/queeres Denken bewegt, weiter entwickelt, Positionen auch durchaus verändert. Dies aber lässt sich nur beobachten, wenn man weiß, auf Grundlage welcher theoretischen Strömungen eine Position entstanden ist beziehungsweise umgekehrt: Welcher theoretischer Begründungen sich eine Analyse empirischer Phänomene bedient.

Unterschiede vs.
Gemeinsamkeiten

Diese drei Strömungen haben unterschiedliche Bezüge zu den Gender/Queer Studies. So sind die Gender Studies in der strukturierten Gesellschaftskritik verwurzelt, während die Queer Studies stärkere Gemeinsamkeiten mit dem diskurstheoretischen Dekonstruktivismus aufweisen. Entsprechend operieren sie auf verschiedenen Ebenen, bevorzugen abweichende Methoden und sind in unterschiedbarer Weise politisch verwurzelt. Dennoch würde eine krude Zuordnung der Gender Studies zur strukturierten Gesellschaftskritik und der Queer Studies zum diskurstheoretischen Dekonstruktivismus diesen theoretischen Konzepten und Denkströmungen Gewalt antun. Überdeutlich wird das bei Arbeiten, die ich dem interaktionistischen Konstruktivismus zuordne. Diese Strömung ist nur teilweise geschlechterpolitischen Kontroversen oder Diskussionen sexueller Befreiungsbewegungen entsprungen, sondern blickt zuerst einmal auf eine innerwissenschaftliche Tradition zurück. In diesem Sinn nehme ich die beiden Denkrichtungen der Gender und Queer Studies nur im ersten Schritt als disziplinär getrennt ernst (was sie faktisch nie wirklich waren), nämlich als Produkt historisch-gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. In systematischer Hinsicht dagegen werde ich die beiden Denkrichtungen nicht als getrennte Blöcke betrachten, sondern den Schwerpunkt auf die drei theoretischen Strömungen in den Gender/Queer Studies legen:

- **STRUKTURORIENTIERTE GESELLSCHAFTSKRITIK.** Diese Strömung hängt eng mit dem Entstehen der Frauenbewegung zusammen. Letztere verfolgte vor allem politische Ziele und forderte die Abschaffung geschlechtlicher Ungleichbehandlung in allen gesellschaftlichen Bereichen. In den letzten beiden Jahrzehnten hat sich eine deutlich wissenschaftlichere Absicht in den Vordergrund geschoben, das heißt die *Frauenforschung* versteht sich in zunehmendem Maß als *Forschung* (nicht nur von und über Frauen, sondern von Personen über Geschlechterverhältnisse) und weniger als politische Kraft. Wissenschaft und Politik ha-

ben sich in diesem Sinn als zwei Sphären oder Logiken ausdifferenziert. Ob die Frauen- beziehungsweise Geschlechterforschung damit unpolitischer geworden ist, darüber streiten sich die Beteiligten. Im Vordergrund jedoch steht nach wie vor die strukturelle Ebene gesellschaftlicher Geschlechterungleichheit. Die strukturorientierte Gesellschaftskritik hat sich dabei vor allem auf der Makroebene gesellschaftlicher Strukturen (also etwa dem Verhältnis von Erwerbs- und Hausarbeit, diskriminierender Gesetzgebung oder sexistischer Werbung) mit der Situation und Unterdrückung von Frauen auseinandergesetzt. Dafür war in den 1970er und 1980er Jahren der Begriff ‚Patriarchat‘ gebräuchlich (vgl. 2.2). Dieser Begriff ist aus der Mode gekommen, inzwischen ist eher von hierarchischen Geschlechterverhältnissen⁷ die Rede. Die Leitkategorien der strukturorientierten Gesellschaftskritik sind ‚Geschlecht als Strukturkategorie‘ und ‚Frau‘, und an diesen Kategorien orientieren sich Theoriebildung, empirische Forschung und politische Praxis.

- INTERAKTIONISTISCHER KONSTRUKTIVISMUS. Ebenfalls auf einer empirisch zu beobachtenden gesellschaftlichen Ebene setzt der interaktionistische Konstruktivismus an. Im Gegensatz zur strukturorientierten Gesellschaftskritik geht es aber weniger um die Analyse von Ungleichheitsstrukturen, sondern sehr viel mehr um die konkreten Prozesse, wie Geschlechter (und damit eben auch vergeschlechtlichte Strukturen und der gesellschaftliche Tatbestand der Zweigeschlechtlichkeit) *gemacht* werden. Das kommt im Konzept des *doing gender* zum Ausdruck. Dort interessiert weniger das ‚was‘ (das ist bekannt: zwei verschiedene Geschlechter, geschlechtlich ungleiche Strukturen in Politik, Ökonomie, Wissenschaft, Kultur, Alltag und wo auch immer), und noch weniger das ‚warum‘ (etwa der Entstehung von Zweigeschlechtlichkeit und der gesellschaftlichen Bevorzugung von Heterosexualität). Vielmehr geht es um das ‚wie‘: Wie stel-

⁷ GESCHLECHTERVERHÄLTNIS. Unter Geschlechterverhältnis ist die Art und Weise zu verstehen, wie Beziehungen zwischen Männern und Frauen in bestimmten historischen Konstellationen gesellschaftlich organisiert und institutionalisiert sind (vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995: 7). Dabei handelt es sich um ein mehrdimensionales Phänomen: Geschlechterverhältnisse sind konstruiert (im Diskurs), gemacht (in Interaktionen) und geworden (in der Geschichte und durch gesellschaftliche Strukturen) (vgl. Knapp 1995: 187 f.). Auch diese Unterscheidung setzt an den drei Ebenen Struktur, Individuum (hier: Interaktion) und symbolische Repräsentation (hier: Diskurs) an. Die Pluralform deutet darauf hin, dass es sich um die Organisation und Institutionalisierung von Beziehungen zwischen Menschen über die Kategorie Geschlecht handelt – dies müssen aber nicht lediglich zwei Geschlechter sein.

len AkteurInnen Geschlecht her? Der interaktionistische Konstruktivismus bewegt sich auf der Ebene empirisch beobachtbarer gesellschaftlicher Interaktionen. Wenn KonstruktivistInnen analysieren, wie auf der Straße, im Büro oder in der Schule Geschlechter hergestellt werden, operieren sie damit deutlich kleinräumiger und prozessorientierter als die strukturorientierte Gesellschaftskritik. Sie konzentrieren sich vor allem auf die Analyse von Interaktionen, also sozialer Prozesse, die durch die Kopräsenz (zum Beispiel von Angesicht zu Angesicht, auditiv über Telefon, schriftlich über Briefe, SMS oder email) mindestens zweier Personen gekennzeichnet ist. Der interaktionistische Konstruktivismus beobachtet – deshalb die hier gewählte Bezeichnung – empirische gesellschaftliche Herstellungsweisen (Konstruktionen) von Geschlecht in Interaktionen. Beobachten heißt hier: Beschreiben und analysieren, wie solche Herstellungsprozesse genau funktionieren. Das macht den rekonstruktiven Anteil der wissenschaftlichen Arbeit aus. Kurz und komprimiert ausgedrückt: Der interaktionistische Konstruktivismus rekonstruiert gesellschaftliche Konstruktionen von Geschlecht.

- **DISKURSTHEORETISCHER DEKONSTRUKTIVISMUS.** Beim diskurstheoretischen Dekonstruktivismus geht es nicht um einen über Methoden der empirischen Sozialforschung vermittelten Zugriff auf empirisch beobachtbare Geschlechterverhältnisse. Er setzt nicht auf der empirischen gesellschaftlichen Ebene an, sondern vorwiegend auf der Ebene von Theorien, die sich wiederum auf Diskurse beziehen beziehungsweise Teil von Diskursen sind. Diskurs bezeichnet die Verknüpfung von einzelnen sprachlichen Ereignissen und kontextabhängiger Zuweisung von Bedeutung (Keller 2004: 14). Es handelt sich in diesem Sinn um institutionalisierte, geregelte Redeweisen und Bedingungen, die es ermöglichen, Aussagen als sinnvoll aufzufassen (Karpenstein-Eßbach 1995: 128-130). Dahinter steht die Annahme, dass Diskurse Bedeutungen und damit gesellschaftliche Realität produzieren, das heißt performativ sind. Diskurse liegen gesellschaftlicher Realität zugrunde. Im Vordergrund stehen damit symbolische Ordnungen und ihre damit verbundenen offenen und versteckten Aussagen. Diskurstheoretische DekonstruktivistInnen berücksichtigen damit nicht nur das, was in Mainstream-Diskursen explizit auftaucht (etwa Inszenierungen glücklicher Kleinfamilien), sondern auch das, was ausgeschlossen wird (zum Beispiel Nicht-Heterosexuelle, Geschlechtsuneindeutige, Nicht-Weiße). Bedeutung entsteht in diesem Ver-

ständnis aus einem Wechselspiel von An- und Abwesenheit. Dies wiederum ermöglicht eine Analyse und Kritik der zugrundegelegten Kategorien und Begriffe. Fragen dekonstruktivistische Diskurstheorien immer auch danach, was ausgeschlossen wird, folgt daraus ein methodologisches Interesse, wie etwa, ob eine Forschungsfrage mit ausreichend differenzierten Begriffen arbeitet. Ebenfalls interessiert, ob die zugrunde liegende Methodologie genug Abstand zum Alltagswissen herzustellen imstande ist. Das wiederum ist nötig, um Allgemeinplätzen und Stereotypen in Alltag und Wissenschaften nicht auf den Leim zu gehen. Konkret heißt das etwa, dass sich Begriffe wie ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ als gänzlich ungeeignet erweisen können, wenn es darum geht, die Bedeutung von Geschlecht und Sexualität in Themenfeldern wie Arbeit, Beziehung, Sport oder Wirtschaft zu erfassen (Degele 2007). Bei der Analyse von Diskursen tun DekonstruktivistInnen (das sind diejenigen, die sich mit der Analyse von Diskursen in einer noch näher zu erläuternden Weise auseinandersetzen) somit zweierlei: Erstens nehmen sie symbolische Ordnungen (wie die Idee universeller Wahrheit, natürlicher Sexualität oder die Kategorie Frau) als sprachliche und damit kulturelle Erfindungen auseinander. Zweitens fahnden sie nach subtilen Machtmechanismen und Interessen hinter solchen Begriffen und Kategorien und versuchen, damit verbundene Ausschlüsse sichtbar zu machen. Beides zusammen genommen macht das aus, was Dekonstruktion heißt: keine Methode, keine Theorie, eher eine Haltung, die Begriffen und Kategorien gegenüber kritisch entgegen tritt.

Natürlich lassen sich die drei Theorieperspektiven problemlos als sich wechselseitig ausschließend lesen. Genau so konstruieren es auch mehr als genug ProtagonistInnen der Theoriebildung. Möglich ist aber auch ein pragmatischer Zugang, der Stärken und Schwächen der jeweiligen Ansätze gegenstandsbezogen analysiert. Dies ist der Anspruch dieses Buchs. Ich will zeigen, auf welchen Ebenen und mit welchen Begriffen die drei theoretischen Strömungen ansetzen, welche Fragen sie stellen und welche Begriffe und Methoden sie verwenden. Das führt dann etwa zu einer komplementären Sichtweise: Die eine Perspektive ist gut darin, empirische Prozesse wie die Konstruktion von Geschlecht zu rekonstruieren, die andere dagegen bekommt eher gesellschaftliche Machtverhältnisse in ihrer Verschränkung mit Sozialstruktur in den Blick, während die dritte ihr Augenmerk darauf legt, ob die gewählten Kategorien der jeweiligen Frage angemessen sind. Das ist sicher nicht das übliche akademische Vorgehen, bei dem es

Komplementarität
statt Ausschließen

mehr um die Verteidigung exklusiver Kompetenzen und Sicherung der jeweiligen Pfründe als um die Sache selbst geht. Darüber hinaus zieht ein solches Konzept recht schnell den Vorwurf eines gnadenlosen Eklektizismus⁸ nach sich: Man werfe unterschiedliche Theoriekomponenten in einen Topf, rühre kräftig um, würze mit einer Prise Unverständlichkeit und fertig ist die zwar immer und überall anwendbare, aber dennoch recht dünnflüssige Theorie-Minestrone. Darum soll es selbstredend nicht gehen. Die drei gewählten theoretischen Konzepte bilden jeweils ein strömungsverbindendes Dach der jeweiligen historisch-systematischen Diskussion von Gender/Queer Studies. Jede Perspektive *sieht* etwas anderes, weil sie *nach* etwas anderem sieht. Deshalb ist nicht jede für alle Forschungsfragen in gleicher Weise sinnvoll anwendbar. Die drei Perspektiven haben ihre Stärken und Schwächen, und das soll auch – vor allem in Kapitel fünf – deutlich werden.

Gemeinsamkeit:
feministisches
Anliegen

Trotz der Verschiedenheit dieser Perspektiven lassen sich einige gemeinsame Themen feststellen: Geschlecht „denotes a hierarchical division between women and men embedded in both social institutions and social practices“ (Jackson/Scott 2002: 1), die Ebene der bedeutungsproduzierenden Symbole ist hier noch hinzuzufügen. Die Ansätze teilen damit ein *feministisches* Anliegen in der Theoriebildung, so unterschiedlich sie dies auch konkretisieren. In erster Annäherung kreise ich feministische Theorien im Anschluss an eine bereits ältere, aber immer noch brauchbare Definition von Janet Saltzman Chafetz (1988: 5) mit drei Merkmalen ein: Erstens bildet Geschlecht einen zentralen Fokus der Theoriebildung, was in der vielleicht bedeutendsten Entdeckung der Frauen- und späteren Geschlechterforschung mündete, nämlich der *sex/gender*-Unterscheidung. Damit wiesen feministische WissenschaftlerInnen die frühmoderne Auffassung von Geschlechtscharakteren zurück. Diese leitete nämlich aus anatomischen Unterschieden zwischen Männern und Frauen (*sex*) ‚weibliche und männliche Wesenseigenschaften‘ (*gender*) ab. Die Frauenforschung feierte es als Fortschritt, *gender* von *sex* unterscheiden zu können – bis aus den eigenen und queeren Reihen Zweifel an dieser Unterscheidung laut wurden. Die zweite Gemeinsamkeit der drei Perspektiven liegt in der Auffassung, dass die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse problematisch seien und der Veränderung bedürfen. Drittens – und das hängt eng mit

⁸ EKLEKTIZISMUS. Damit ist die Verbindung von Teilen verschiedener Theorien und Perspektiven zu einem neuen Ganzen gemeint.

dem vorangegangenen Punkt zusammen – gelten diese weder als naturgegeben noch als unveränderlich. Gemeinsam ist damit das Motiv des *Entnaturalisierens*: Vermeintlich ‚Natürliches‘ wie eben Geschlecht oder Sexualität soll als sozial konstruiert ausgewiesen, neudeutsch: dekonstruiert werden. Dazu bietet sich der Begriff der *Heteronormativität* an, der zwei Annahmen kritisiert: Menschsein sei natürlicherweise zweigeschlechtlich organisiert und Heterosexualität die ausschließliche und essenzielle, das heißt naturgegebene und unveränderbare Grundlage. Heteronormativität beschreibt also ein als natürlich erscheinendes, binäres Geschlechtersystem, in welchem lediglich und genau zwei Geschlechter akzeptiert sind, die sich in ihrer Sexualität aufeinander beziehen. Die Annahme der Zweigeschlechtlichkeit als Naturtatsache bildet den vermutlich härtesten Stabilitätskern des Alltagswissens: Nichts verunsichert Menschen im alltäglichen Umgang miteinander und Institutionen mehr, als nicht zu wissen, ob das Gegenüber Mann, Frau oder etwas anderes ist.

Theorien auf empirische Phänomene und Forschungsfragen anwenden? Theorien gar als Methoden benutzen? Üblich ist das nicht. Zu den Problemen der bislang praktizierten Arbeitsteilung aufgrund der unterschiedlichen historischen und wissenschaftlichen Perspektiven gesellt sich eines des Transfers. Denn Gender/Queer Studies stehen nicht im Verdacht außerordentlicher Praxisauglichkeit, noch nicht einmal, sich darum zu bemühen. Was sollte man auch mit sperrigen Formulierungen anfangen, die vor allem ein Gefühl von Hilflosigkeit hinterlassen⁹? Genau diesen Stier der vermeintlichen Nicht-Transferierbarkeit will dieses Einführungsbuch an den Hörnern packen. Mit den skizzierten Theorieströmungen im Hintergrund will ich gemeinsam mit einigen

Anwendung:
Theorien als
Werkzeuge

⁹ VERSTÄNDLICHKEIT. Als Beispiel vgl. etwa Wagner (1998: 150-156) mit der Analyse/Dekonstruktion einer längeren Textpassage Butlers (1997b: 154) zur „rhetorischen Performativität“, die sie zur These der grundlegenden Zirkelhaftigkeit in Butlers Argumentation führt: „Die Beweisführung hat den Anschein klassisch hermeneutischer Fortführung, ist aber, genauer betrachtet, bisweilen nur die zirkuläre Rückführung einer These auf ihre Hypothesen.“ (Wagner 1998: 149). Das Problem der schwierigen Zugänglichkeit postmoderner Theorien (worunter sie Butlers Dekonstruktivismus subsummiert) thematisiert auch Riki Wikhins in ihrer Einführung „Queer Theory, Gender Theory“. Sie kommt vor dem Hintergrund einschlägiger biografischer Erfahrungen des geschlechtlichen Andersseins, der Unmöglichkeit einer eindeutigen Verortung sowie der damit verbundenen Ausgrenzung zum Schluss: „Postmodernism is the set of tools that enables me to navigate my world.“ (Wikhins 2004: 4). Eine Erfahrung, die ich in dieser Ungebrochenheit nicht teile, wohl aber respektiere – viele Wege führen zur Anwendbarkeit von Theorien.

weiteren AutorInnen prüfen, ob und inwiefern in luftigen Höhen schwebende Theorien auf gesellschaftlich diskutierte, problematisierte oder auch unter den Tisch gekehrte Fragen anwendbar sind und ob sich damit Überraschungseffekte, neue Sichtweisen und Hilfestellungen für politische Positionierungen ermöglichen lassen – von Handlungsanweisungen oder einer direkten Übersetzbarkeit in politische Zusammenhänge möchte ich hier nicht sprechen. So werden in diesem Buch sieben AutorInnen die skizzierten theoretischen Perspektiven auf einige, von den Gender/Queer Studies unterschiedlich gut beforschte Fragen anwenden. Dies erstreckt sich auf die Felder Politik, Ökonomie, Kultur und Körper. Die konkreten Themen dabei sind Gleichstellungspolitik, Personenstandsgesetz, Hartz IV, Prostitution, Pornografie, Filmanalyse und Naturwissenschaftskritik. An den vorgeführten Gegenstandsfeldern soll deutlich werden, dass es keine disziplinären Exklusivitäten von Gender Studies oder Queer Studies gibt. Wohl aber gibt es Neigungen und Leerstellen theoretischer Perspektiven¹⁰.

Aufbau Vor diesem Hintergrund stelle ich die disziplinären Hintergründe der Gender/Queer Studies in einen soziologischen Zusammenhang (2), rekonstruiere drei zentrale theoretische Strömungen der Gender/Queer Studies (3) und rahme sie methodologisch ein (4). Wie man die vorgestellten Theorien für empirische Analysen nutzen kann, zeigt das fünfte Kapitel. Sollte dies LeserInnen dazu ermuntern, mit dem entwickelten theoretischen Werkzeugkasten selbst die Empirie zu bearbeiten, hat das Buch seinen Zweck erfüllt.

Literatur

- Degele, Nina/Christian Dries** (2005): *Modernisierungstheorie. Eine Einführung*. München: Fink: UTB.
- Jagose, Annamarie** (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.
- Karsch, Margret** (2004): *Feminismus für Eilige*. Berlin: Aufbau.

¹⁰ THEORIEN ALS WERKZEUGE. Das Modell für ein solches Vorgehen bildet die Einführung in Modernisierungstheorie (Degele/Dries 2005), in der acht modernisierungsrelevante Faktoren vorgestellt und an vier Beispielen (H.9., Homehe, Fitnessstudios, Schönheitsoperationen) vorgeführt wurden.



Zur Geschichte der Gender/ Queer Studies

2.

Wissenschaften haben nicht unbedingt den Ruf, zu verunsichern oder verunsichern zu wollen. Schließlich geht es ja darum, ‚wahres‘ Wissen hervorzubringen, Sicherheiten zu schaffen, zu wissen, was ‚ist‘. Weder bei der Geschlechterforschung, noch weniger bei den Queer Studies und noch nicht einmal in der Frauenforschung war und ist das so, im Gegenteil. Damit teilen sie ein zentrales Merkmal einer Disziplin, die man mit guten Gründen als Verunsicherungswissenschaft schlechthin bezeichnen kann, nämlich die Soziologie. So werden in diesem Kapitel die beiden Geschichten der Gender Studies (2.2) und der Queer Studies (2.3) getrennt rekonstruiert, um über das Dach soziologischen Verunsicherns und Entselbstverständlichens von vermeintlich Selbstverständlichem Gemeinsamkeiten sichtbar zu machen. (2.1).¹

Überblick

2.1. Soziologie als Verunsicherungswissenschaft der Moderne

Soziologie,
Modernisierung,
Verunsicherung

Die Soziologie blickt auf eine ganz andere Geschichte als die Gender- und Queer Studies zurück (vgl. Degele 2003a). Sie ist als Antwort auf gesellschaftliche Verunsicherungen im Zuge von Modernisierungsprozessen in die Welt gekommen: Vor einem Jahrhundert war es die Auflösung traditioneller sozialer Gefüge, die Vereinzelung, Sinnverlust und Orientierungslosigkeit mit sich brachte und die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin entstehen ließ. Ein dreiviertel Jahrhundert später hat die nicht mehr als selbstverständlich hingenommene Vorherrschaft von Männern in der Öffentlichkeit, der Wissenschaft und im Alltag einen feministischen Generalangriff auf androzentrische Weltauslegung und -bemächtigung auf den Plan gerufen. Sie führte über die Frauenbewegung zur akademischen Institutionalisierung der Frauenforschung und später der Gender Studies. Soziologie und Gender Studies reagier(t)en aber nicht nur auf gesellschaftliche Verunsicherungen, sie erzeugen selbst welche. Wissenschaftlich verbrieft ist schließlich, dass ArbeitnehmerInnen zu UnternehmerInnen ihrer eigenen Arbeitskraft mutieren – aber nicht, was eine Normalbiografie heute sein kann; dass der globale Terrorismus ‚ordentliche‘ Kriege abzulösen begonnen hat – aber nicht, welche Herausforderungen damit für die nationalen Sicherheiten einhergehen; dass nicht nur Männer Pornografie konsumieren – aber nicht, was das für die gesellschaftliche Ordnung von Geschlecht bedeutet; und dass eigentlich mehr als unklar ist, was

¹ DEUTSCHLAND/USA. Die beiden Geschichten sind üblicherweise auf die USA hin orientiert und im Sinne eines nachhinkenden Verhältnisses gezeichnet. Danach kamen/kommen die amerikanischen Diskussionen in Deutschland mit mindestens einem Jahrzehnt Verspätung an. Das stimmt nur bedingt. Die deutschsprachige Diskussion hat weder Geschlecht durchgehend essenzialisiert (d.h. als wesentlich und natürlich behauptet), noch Frauen als einheitliche Gruppe mit gleichen Interessen ins Feld geführt. Zum einen hat Carol Hageman-White (1988) bereits in den 1980ern, also noch vor dem Erscheinen Judith Butlers *gender trouble*, die Konstruiertheit von Geschlecht deutlich benannt. Zum anderen hat ebenfalls in den 1980ern Christa Thürmer-Rohr (1983, 2004) mit ihrer These der weiblichen Mittäterschaft die Perspektive auf Differenzen zwischen Frauen gelenkt – *sisterhood* war auch in Deutschland nie einheitlich (Perko 2005: 122-134; Selders 2003: 85). Die deutschsprachige Diskussion zeichnet sich vielmehr durch einige Besonderheiten wie etwa die Debatten um ‚Lohn für Hausarbeit‘, ‚weibliches Arbeitsvermögen‘ oder die Auseinandersetzung um den § 218 StGB aus. Von einer ‚Kopie‘ amerikanischer Auseinandersetzungen kann dabei keine Rede sein.

Männer und Frauen denn heute noch ‚wirklich‘ sind. Was einmal unhinterfragt galt, ist nicht mehr selbstverständlich, sondern Gegenstand politischer, zwischenmenschlicher und wissenschaftlicher Auseinandersetzungen.

Unsicherheit ist zunächst einmal das Selbstverständlichste der Welt, nämlich eine Strukturbedingung von Handlung (Giddens 1995: 156, Wohlrab-Sahr 1993a: 10). Unsicherheiten in der zeitlichen Dimension bestehen etwa im Hinblick darauf, ob Erwartungen eintreffen oder nicht (Werde ich bald einen Job finden?). Die sachliche und soziale Dimension beschreibt die Ambiguität der Ausgangssituation, die eine eindeutige Erwartungsbildung nicht erlaubt (Ist der Mensch mir gegenüber ein Mann oder eine Frau?). Auf der anderen Seite konstruieren Alltagsmenschen wie auch WissenschaftlerInnen ständig Fiktionen von Sicherheit, die – gemessen an Maßstäben eindeutiger sozialer Zurechnung, weitgehender moralischer Regulierung und der Vorhersehbarkeit von Abläufen – Unsicherheit schon geradezu pathologisch erscheinen lassen. Damit steigert jede Wissenschaft, die sich mit Unsicherheit und ihrer Bewältigung auseinandersetzt, erst einmal Unsicherheit. Denn sie macht die Kontingenz von Entwicklungen und Ereignissen bewusst. Kontingent heißt möglich, aber nicht notwendig und auch nicht zufällig: Die Verhältnisse sind, wie sie sind, aber sie könnten auch ganz anders sein. Das hat mit Beliebigkeit nichts zu tun. Ob die Arbeitslosenquote in den nächsten Jahren etwa die Fünfzehn-Prozent-Marke erreichen wird, unter drei Prozent fallen wird, lässt sich nicht prognostizieren; wohl aber, dass Zeiten der Vollbeschäftigung und des Normalarbeitsverhältnisses mit regelmäßiger 35-40-Stundenwoche und unbefristetem Arbeitsvertrag für die Mehrheit der Bevölkerung der Vergangenheit angehören wird. Die Verhältnisse sind kontingent und werden es mit steigenden Wahlmöglichkeiten und Wahlzwängen immer mehr. Genau das macht auch das Moderne moderner Gesellschaften aus. Von diesen Möglichkeiten verschiedener Konstruktionen und Beobachtungen machen die Gesellschaft, ihre AkteurInnen und auch die Wissenschaften zunehmend Gebrauch².

Das Moderne
moderner
Gesellschaften

So besteht die am meisten verunsichernde Entdeckung und auch Begründung der Soziologie darin – und das verbindet sie mit

Soziologie als
Modernisierungs-
produkt

² GESELLSCHAFTSBEGRIFFE. Dies schlägt sich etwa in der Vielzahl von Gesellschaftsbeschreibungen wie etwa Informations-, Risiko-, Klassen-, Freizeitgesellschaft, multikulturelle, technisierte und funktional differenzierte Gesellschaft nieder: Sie konstruieren Gesellschaft aus einer je anderen Perspektive, vervielfältigen sie und machen sie damit zu einer „polykontextualen Gesellschaft“ (Luhmann 1997: 36 f., 743-776).

den Gender/Queer Studies –, vermeintlich Individuelles, Natürliches oder auch Gottgegebenes als Soziales zu entlarven. Das taten die soziologischen Klassiker, als sie Erfahrungen der Entfremdung und des Sinnverlusts als gesellschaftlich produzierte Befindlichkeiten diagnostizierten, die sie zu einer bestimmten Wirtschaftsweise, religiösen Ethik oder auch Form des Zusammenlebens in Beziehung setzten. In einem solchen Krisenbewusstsein ließen sie vor einem Jahrhundert die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin entstehen, genauer: als Antwort auf die großen Transformationen des 19. Jahrhunderts, nämlich des Übergangs von einer traditionellen, agrarischen, hierarchisch organisierten Ständeordnung zu einem modernen, bürokratischen, industriellen, klassenbasierten, formal aber demokratischen System (Polanyi 1997). Die Soziologie ist ein Produkt und eine Wissenschaft gesellschaftlicher Modernisierungsschübe, eine Krisenwissenschaft, die sich mit der Moderne als Form ihrer Selbstbeschreibung herausgebildet hat (vgl. Schimank 1996: 8-25). Während Karl Marx die Spaltung zwischen Arbeiterklasse und Kapitalisten als notwendige Folge gesellschaftlich entfremdeter Produktionsverhältnisse begriff, rekonstruierte Emile Durkheim den Verlust an mechanischer, d.h. auf Zusammengehörigkeit basierender Solidarität als Ausfluss einer fortschreitenden Teilung der sozialen Arbeit. Beschrieb Max Weber gesellschaftliche Modernisierung als Auseinanderfallen von Wertsphären und als Entzauberung der Welt im Zuge von Rationalisierung und Bürokratisierung, diagnostizierte Georg Simmel die größer werdende Lücke zwischen der Entwicklung einer ‚objektiven‘ Gesamtkultur und der ‚subjektiven‘ Kultur des Einzelmenschen als ‚Tragödie der Kultur‘. Entfremdung, Gemeinschafts- und Sinnverlust, das waren die Diagnosen der Klassiker. Indem sie dies nicht individuell, göttlich oder Naturgewalten zurechneten, sahen sie die Wurzel in der Organisation menschlichen Zusammenlebens – im Sozialen.

Modernisierung
als Verunsiche-
rung

Bezeichnet Modernisierung miteinander zusammenhängende strukturelle, kulturelle und individuelle Veränderungen, die sich seit dem zwanzigsten Jahrhundert beschleunigt fortsetzen, sind damit Veränderungen wie Industrialisierung, Verweltlichung, Demokratisierung und Emanzipation, Pluralisierung der Lebensstile, Massenkonsum, Urbanisierung und so weiter gemeint³. Die damit verbundenen Folgen waren und sind ambivalent. Unüber-

³ MODERNISIERUNGSMECHANISMEN. Zugrunde liegende Mechanismen solcher Phänomene sind Differenzierung, Individualisierung, Rationalisierung, Domesti-

sehbar sind einerseits sichtbare Modernisierungsgewinne im Kontext von Differenzierung, Steigerung der Individualität und Rationalität: Wissenschaften sind nicht mehr von religiösen Dogmen abhängig, Liebe nicht mehr an Standesgrenzen gebunden, und Produktivitätssteigerungen der Wirtschaft heben den Lebensstandard breiter Massen. Damit verband sich ein unerschütterlicher Glauben an die Gestaltbarkeit der Welt, an Fortschritt und die eigene Urheberschaft des Wandels. Andererseits gingen damit aber auch grundlegende Verunsicherungen wie eine Enttraditionalisierung der Lebensführung, Rationalisierung von Weltanschauungen und Versachlichung von Sozialbezügen einher. Die Individuen vor einem Jahrhundert waren mit Anforderungen konfrontiert, die vormals Familie, Verwandtschaft oder traditionelle Arbeitsverhältnisse bearbeitet und handhabbar gemacht haben. Das meint Individualisierung: Die Menschen „werden aus den scheinbar naturgegebenen Lebensformen und Selbstverständlichkeiten der Industriegesellschaft freigesetzt; und dieses Ende des ‚post-Historie‘ fällt zusammen mit dem Verlust des historischen Bewußtseins ihrer Denk-, Lebens- und Arbeitsformen“ (Beck 1986: 251). Novum ist dabei die Quantität: Was früher nur wenigen zugemutet wurde (ein eigenes Leben zu führen), betrifft nun fast alle. Individualisierungsprozesse sind unbeabsichtigte Nebenfolgen der Modernisierung, die von den Individuen zu tragen sind. So müssen sie sich heute im Alltag zunehmend mit Problemen auseinandersetzen, die die Gesellschaft nicht mehr lösen kann oder lösen will: Dass die Öffnungszeiten von Ämtern und Arbeitszeiten nur ungenügend aufeinander abgestimmt und die zu wenigen Kindergärten und Krippen nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichbar sind, dass nicht nur FreiberuflerInnen, sondern auch Angestellte in zunehmendem Maß als UnternehmerInnen ihrer eigenen Arbeitskraft auftreten, dass im Zuge medizinischer Spezialisierung, gesundheitspolitischer Prävention und Aufklärung die Einzelnen für ihre Krankheiten, Krankheitsvorsorge und Gesunderhaltung selbst verantwortlich gemacht werden. Mit solchen Modernisierungsfolgen sind nun Individuen konfrontiert und sehen sich der Integrationszumutung ausgesetzt, Unterschiedliches funktional zu verbinden. Das verunsichert und überfordert.

Solche alltäglichen Zumutungen fallen freilich nicht vom Himmel. Sie sind auch Symptom eines zunehmenden, sich selbst in

Soziologie
entnaturalisiert

zierung, Vergeschlechtlichung, Globalisierung, Temposteigerung und Integration (vgl. Degele/Dries 2005).